

PORTRÄT Julianne Moore

Kinder können bekanntlich ziemlich grausam sein. Kaum einer weiß das so gut wie Julianne Moore. Als kleines Mädchen diente sie des Öfteren als Zielscheibe des Spotts: Die Kombination von roten Haaren und Sommersprossen schien an ihrer Schule so außergewöhnlich zu sein, dass sie Gehässigkeiten und Lästereien geradezu anzog. „Du siehst aus wie eine Giraffe“ dürfte noch die harmloseste Schulhofbeleidigung gewesen sein; „ist das Dreck in deinem Gesicht?“ ging schon weiter. Julianne Moore hat das Trauma allerdings ganz gut verarbeitet und sogar ein lustiges Kinderbuch über ihre Erfahrungen geschrieben. „Freckleface Strawberry“ lautet der englische Titel, auf Deutsch erschien der Band als „Sommersprossenfeuerkopf“. Das illustrierte Buch handelt von einem siebenjährigen Mädchen, das ob ihrer physiognomischen Eigenschaften Hänseleien ausgesetzt ist – und der pädagogische Mehrwert des Werks lässt sich auf eine einfache Formel bringen: Niemand sollte wegen seines Aussehens gehänselt werden; jeder Mensch ist besonders und liebenswert. Aber ein bisschen ist auch in diesem Fall des häufig auftretenden Phänomens „Stars-schreiben-Kinderbücher“ das Medium die Botschaft. Julianne Moore gestand, dass sie immer schon Bücher geliebt habe und unbedingt selber eines Tages einen veröffentlichen wollte. Welcher Verleger hätte ihr diesen Wunsch abschlagen können, nachdem sie in den letzten zwanzig Jahren zu einer der begehrtesten, erfolgreichsten, wandlungsfähigsten und geheimnisvollsten Schauspielerinnen der amerikanischen Filmindustrie aufgestiegen ist. Aus dem „Freckleface Strawberry“ ist eine Stilikone geworden, Werbeträgerin für große Modelabels und Lieblings-Actrice bedeutender Regisseure.

Was also einst als Makel empfunden wurde, hat sich in ein Markenzeichen verwandelt: Selbst wenn sie für eine Rolle ihre Haare färben musste, erzählte Julianne Moore einmal, würden doch alle Zuschauer nach der Vorführung steif und fest behaupten, sie sei auch in diesem Film rot haarig gewesen. Julianne Moore ist bei aller Unterschiedlichkeit der von ihr dargestellten Figuren doch auch immer sie selbst. Es macht die wahre Größe von Stars aus, dass sie in der Verkörperung des anderen noch ihre Aura bewahren. Die Aura von Julianne Moore besteht in ihrer außergewöhnlichen, keineswegs gängigen Klischees entsprechenden Schönheit; in ihrer Unnahbarkeit, die den Reiz noch erhöht, ihr nahe kommen zu wollen; in ihrer bleichen, porösen Eleganz, die Zerbrechlichkeit evoziert und Noblesse meint; in der nervösen Gereiztheit, die weniger Schwäche auszudrücken scheint als vielmehr ihre Stärke erträglich macht. Aber die Aufzählung all dieser ihrer Aura zuträglichen Eigenschaften ist unzulänglich. Es ist da noch viel mehr, etwas schwer zu Benennendes, das sie einzigartig macht. Vielleicht lässt sich dem Gesamtbild dieser Frau nur auf die Spur kommen, wenn man ihr in die Geschichten folgt, die sie als Schauspielerin erzählt, selbst wenn sie nur eine Nebenrolle bekleidet. Automatisch konzentriert man sich auf sie, wenn sie auf der Leinwand erscheint. Die Kamera liebt sie, sie liebt die Kamera.

Vermutlich hätte Julianne Moore in den 1940er- und 1950er-Jahren, in der glorreichen Ära der bedeutenden Hollywood-Studios, eine noch größere Karriere gemacht. Sie ist der Typ dafür. In „Dem Himmel so fern“ von Todd Haynes („Far From Heaven“, 2002) spielt sie an der Seite von Dennis Quaid die Frau eines homosexuellen Mannes – und das Ganze in den keuschen Fünfzigerjahren. Es ist eine gebrochene, melancholische Rolle, in weiches Licht getaucht, in einer Szenerie, die wir aus Filmen von Nicholas Ray oder Douglas Sirk kennen. Ein Film, der sich nicht ironisch in die Vergangenheit begibt, sondern ihren Stimmungen nachspürt. Julianne Moore, die hier an Lana Turner oder Joan Bennett erinnert, schlüpft nicht etwa lediglich in ein Fünfzigerjahre-Kostüm, sondern verkörpert vielmehr das Bewusstsein jener Zeit. Der schon im Ansatz scheiternde Ausbruchversuch aus dieser Vorstadttristesse, die unmögliche Liebe zu dem schwarzen Gärtner Raymond, die Sehnsucht – all das könnte kaum eindringlicher dargestellt werden. Die Gebrochenheit von Figuren, die das äußere Bild aufrechterhalten wollen, passt brillant zu Julianne Moore. Auch in „A Single Man“ (2009), Anfang der Sechzigerjahre angesiedelt, wo sie an der Seite von Colin Firth eine kleine Rolle innehat, entwickelt sie als neurotisches Wesen zwischen Sehnsucht und Illusionslosigkeit eine ungeheure Präsenz: Ihr Spiel ist ganz offen und auf Transparenz angelegt, und doch bleibt immer etwas Unausgesprochenes, etwas Verlorenes, Kühles in ihren Gesten und Figuren. Umso unauslöschlicher haften sie im Gedächtnis. Und ein weiterer Ausflug in die Vergangenheit: In „The Hours“ (2002) gibt Julianne Moore eine Hausfrau am Rande des Lebensüberdrusses. Alles ist perfekt in dieser heilen Fünfzigerjahre-Welt; Mann und Sohn ließen sich nicht besser aus einem Kleinmädchen-traum herausmodellieren. Und doch fehlt dieser Idylle das Leben und die Leidenschaft. Die Krankheit der von Julianne Moore verkörperten Figuren lauert oft hinter einer faden Fassadenwelt. Wo der Alltag uns stumm macht, da fängt Julianne Moores Gesicht zu erzählen an.

Man müsste noch etliche weitere Rollen erwähnen, um die Vielseitigkeit der fünfzigjährigen Schauspielerin ins rechte Kameralicht zu rücken. Man muss aber vielleicht noch früher ansetzen, um ihren Erfolg zu begreifen: Geboren wird sie 1960 in Fayetteville, North Carolina. Die Mutter ist schottischer Abstammung, geht einer Tätigkeit als Sozialarbeiterin nach; ihr Vater arbeitet als Militärrichter und wird von der US-Army von Stützpunkt zu Stützpunkt beordert. Es ist ein unstetes, vagabundierendes Leben; auch in Deutschland verbringt sie einige Jahre, ihren Highschool-Abschluss machte sie in Frankfurt am Main. Oft hat sie davon erzählt, wie prägend diese Wanderjahre waren, wie viel sie gelernt hat über die Relativität von Verhaltensregeln, über kulturelle Unterschiede und die Fähigkeit, sich verschiedenen Bedingungen immer wieder neu anzupassen. In Rollen zu schlüpfen. Was auch eine Form der Bewältigung sozialer Phobien ist. „In der Schauspielerei fürchte ich mich vor nichts“, sagte Moore einmal. „Wir haben immer so eingefahrene Vorstellungen von Norma-

lität. Aber es gibt Verhaltensweisen, die du dir in deinen verrücktesten Träumen nicht ausmalst, und die möchte ich erforschen.“

Auch Schauspieler sind Vagabunden. Etwas, was Julianne Moore, die mit Mann und zwei Kindern recht bürgerlich in Manhattan lebt und sich inmitten eines glamourösen Business um Normalität bemüht, inzwischen ein Graus ist. „Nein, ich bin keine Abenteurerin. Außerdem bin ich mit meinen Eltern oft genug umgezogen“, begründet sie die Notwendigkeit eines geschützten Heimatortes, eines eigenen Hauses, das einen auch vor den Zumutungen der Welt draußen und vor allem vor dem unwirklichen Kosmos des Filmgeschäfts schützen kann. Sie erzählte einmal, dass ihre Großeltern von Schottland nach New Jersey kamen. Sie hatten dort einen englischen Rasen, Rosen auf der Terrasse und ein Vogelbad. Ein Alleinstellungsmerkmal in der Nachbarschaft. „Als ich mal mit meiner Mutter nach Schottland fuhr, sah ich überall diesen Rasen, kurz und sehr grün und satt, und überall Vogelbäder und Rosen, aber es sah natürlich anders aus als im Garten meiner Großeltern. In Schottland ist es kühl und regnerisch, in New Jersey ist es heiß und trocken. Da wurde mir klar, wie sehr sie versucht haben, ihre Heimat nach Amerika zu transportieren. Ich konnte sie so gut verstehen. Mir würde auch viel fehlen.“

Julianne Moore ist eine tolle Geschichtenerzählerin, und solche kleinen Episoden und Anekdoten erhellen einiges. Man muss sich nur einmal Talkshow-Auftritte oder Interviews mit dem unpräzisen Star ansehen und anhören – sie selber nennt sich eine „Plaudertasche“, und das ist nicht übertrieben. Was ihre Karriere angeht, ist sie bescheiden. Sie habe wohl Glück gehabt, bekennt sie. In ihrem Leben sei alles der Reihe nach gegangen. „Ich habe einen Schritt nach dem anderen getan“, sagte sie in einem Interview. „Ich war immer sehr bodenständig.“

Der erste Schritt vom Off-Theater ins Fernsehen war ein kurzer Auftritt in der Soap „The Edge of Night“. Es folgte die Fernsehserie „As the World Turns“, die ihr auch einen Emmy einbrachte. Das Kino wurde auf sie aufmerksam, und der Durchbruch kam mit der Rolle der Marian Wyman in Robert Altmans damals für Furore sorgenden Episodenfilm „Short Cuts“ (1993). Moore spielte die künstlerisch ambitionierte Gattin eines eifersüchtigen Arztes (Matthew Modine), wohlhabend und kokett, und die Szene, die sie über Nacht berühmt machte, muss zumindest für einige prüdere amerikanische Zuschauer ziemlich schockierend gewesen sein: Bei einem Streit mit ihrem Ehemann, bei dem sie Wein über ihren Rock gießt, zieht sie diesen aus, um den Fleck auszuwaschen. Unter dem Rock trägt sie nichts, was ihren Mann zu Wutausbrüchen verleitet. Minutenlang schaukelt sich dieser Dialog zwischen der halb bekleideten Julianne Moore und Matthew Modine auf.

Immer wieder spielte sie solche anspruchsvollen, zwischen Selbstbeherrschung und Hysterie balancierenden Rollen unter fantastischen Regisseuren – in „Vanya on 42nd Street“ (1994) von Louis Malle, in „Safe“ (1995) von Todd Haynes, in „Boogie Nights“ (1997) und „Magnolia“ (1999) von Paul Thomas Anderson, in „The Big Lebowski“ (1998) von den Coen-Brüdern oder in „Chloe“ (2009) von Atom Egoyan. Und zugleich war sie in Blockbustern präsent, in Steven Spielbergs „Jurassic Park“ (1997) ebenso wie in „Hannibal“ (2001), Ridley Scotts Fortsetzung von „Das Schweigen der Lämmer“.

Dass dies nur ein Bruchteil der Filme ist, die Julianne Moore in den letzten 20 Jahren gedreht hat, ist ziemlich imposant für eine Frau, die sich als Jugendliche sehnlichst gewünscht hatte, einmal in einem Provinztheater zu spielen. Sie nimmt es nicht als Selbstverständlichkeit, dass sie es so weit gebracht hat. Vielleicht ist das ihr Geheimnis. Sie lebe ganz in der Gegenwart, sagte sie einmal. Und sie ist eine Charakterdarstellerin. Deshalb fürchtet sie sich auch weniger vor dem, was anderen weiblichen Hollywoodstars schlaflose Nächte bereitet: Älterwerden. Man müsse dankbar sein dafür, älter werden zu können. Das Ende sei schließlich unwiderruflich der Tod. „Das ist mein Motto.“

Wie mittlerweile über 40 andere berühmte Persönlichkeiten unterstützt Julianne Moore *Hear the World*. Wie alle Botschafter wurde sie von Rockstar und Fotograf Bryan Adams in der Pose für bewusstes Hören, mit der Hand hinter dem Ohr, abgelenkt, und fördert so das Bewusstsein für die Themen Hören und Hörverlust.

Ulrich Rüdener